

# IM BANN DER WÜSTE

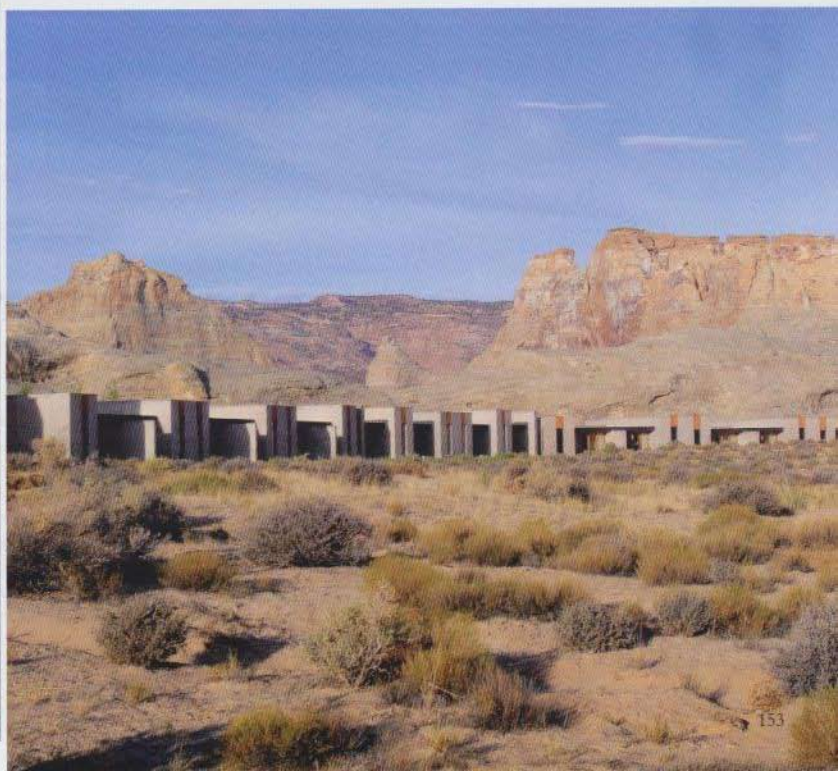
Das jüngste Aman Resort feiert die Millionen Jahre alte Felslandschaft im Süden Utahs. Mit Ausblicken, vor denen erschöpfte Städter wieder zu Menschen werden

TEXT ECKHART NICKEL

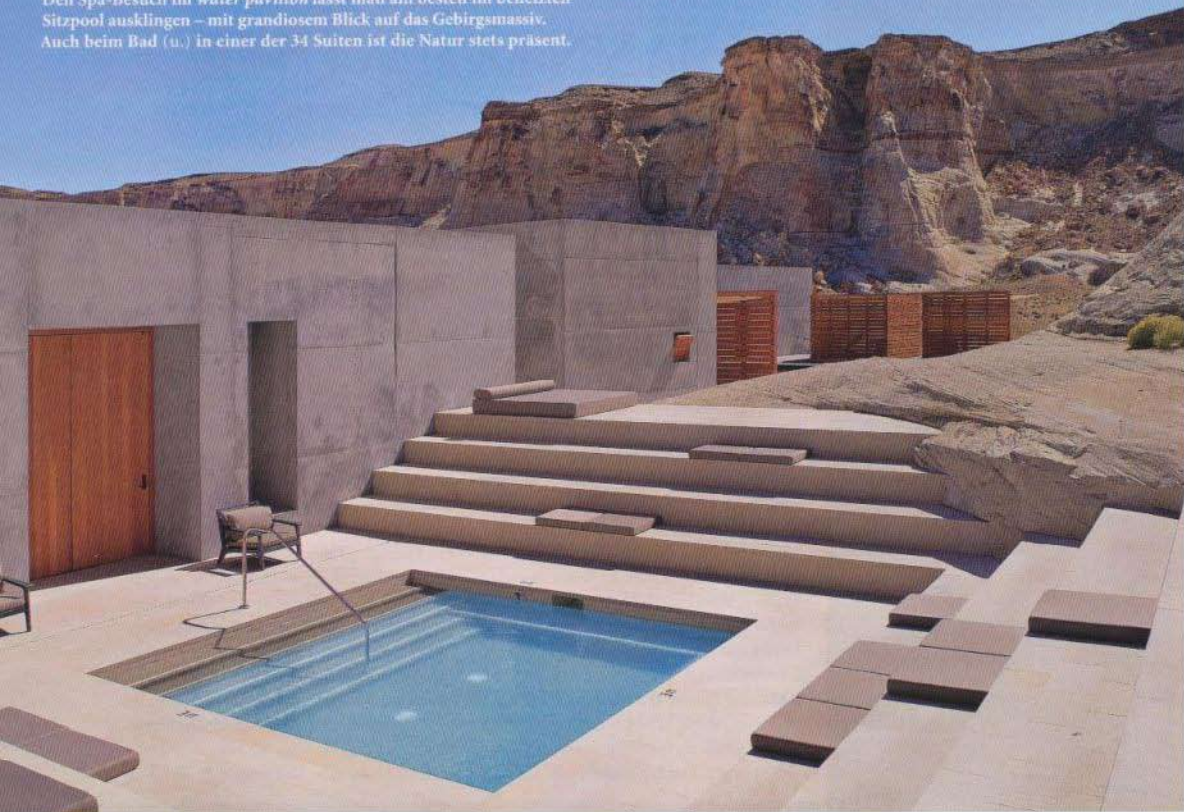
**R**ock! Eigentlich ist es nur ein Warnruf an Kletternde bei sich lösendem Geröll, wie Yermo erklärt, einer der Guides auf der Via Ferrata, die über dem „Amangiri“ zum schroffen Steinplateau, der *mesa*, hinaufführt. Und doch steckt Yermo, der von den Navajo-Indianern abstammt, mit diesem monolithischen Wort bereits mitten in einem Gedicht von Octavio Paz, das als poetische Formel für die neueste Aman-Eröffnung in der Wüste von Southern Utah gelesen werden kann. „Wind und Wasser und Stein“ heißt es und beschwört die drei Elemente, die sich gegenseitig formen und so untrennbar verbunden sind in dem Werk der Natur, das sie hier seit Millionen von Jahren schöpferisch gestalten.

Mit diesem Gedicht im Kopf, dessen ruhiger, fast japanischer Rhythmus

dem Atmen der Erde nachempfunden zu sein scheint, haben die drei Architekten Marwan Al-Sayed, Wendell Burnette und Rick Joy das Amangiri (Sanskrit für „friedlicher Berg“) entworfen und in seiner Mitte einen Raum geschaffen, der den Ursprung der Poesie aus dem Geschichtenerzählen feiert: den *storytelling room* unter offenem Himmel. Es ist ein intimes Rechteck aus Sitzbänken um einen Kamin, vom Pool getrennt durch ein Holzgitter aus duftender Douglasie. Und während man sich beim Begrüßungscocktail, einem trockenen Peach Bourbon, noch fragt, was für Geschichten hier wohl demnächst zum Besten gegeben werden, zeigt die Klettertour am nächsten Morgen, dass es keine geeignetere Einführung in diese Landschaft gibt als den steinigen Weg hinauf zum Blick von oben herab. Die Struktur der Fel-



Den Spa-Besuch im *water pavilion* lässt man am besten im beheizten Sitzpool ausklingen – mit grandiosem Blick auf das Gebirgsmassiv. Auch beim Bad (u.) in einer der 34 Suiten ist die Natur stets präsent.



sen erspürt man mit jedem Handgriff, man lernt ihre 200 Millionen Jahre alte verwaschene und verwehte Textur kennen und erfährt, dass ein Navajo-Chief nach dem idealen Ort für das Hotel gestreckte Lage unterhalb des Felsens und zugleich darauf hin, wie gut dieser *Locus Genii* zum Erzählen von Geschichten sei.

Die Architekten hatten zwar den selben Platzvorschlag, aber ohne die narrative Pointe des Indianers, die sie gern lernend nachholten. Erst von der Kliffkante der *mesa* wird deutlich, wie subtil der Komplex aus 34 Suiten, Restaurantpavillon, Spa und Pool mit der zerklüfteten Steinlandschaft der Wüste verwächst; die flachen Bungalowdächer sind auf einmal Scheitelpalten kleinerer *mesas* und die dunklen Löcher der Panoramafenster nichts weiter als Höhlen im Fels. Jene Höhlen, die, wie Hotelmanagerin Sunny Lusted erzählt, von den indianischen Ureinwohnern als *home of the wind* bezeichnet wurden. „Das Wasser höhlt den Stein/Der Wind zerstreut das Wasser/



Abends beleuchten Kerzen die nussbaumverkleideten Massageräume. Und es duftet nach dem ringsum wachsenden Salbei.

Der Stein bremst den Wind/Wind und Wasser und Stein.“ So formulierte es Paz, der mexikanische Dichter.

Von der Kliffkante aus wird anschaulich, was für einen erstaunlichen Umfang die 250 Hektar des privaten Aman-Geländes haben. Und wie gut versteckt sie vor der alltäglichen Welt sind, die in Form des Highway 89 das Canyon-Land durchschneidet. Kein Schild weist auf das Amangiri hin, nur eine Schotterabzweigung, die nach vielen Kurven zu einer Schranke mit Geheimcode führt. Mit jedem Schlagloch entfernt man sich weiter aus der Gegenwart und hat doch am Ende des Wegs die höchste zivilisatorische Stufe der Jetztzeit erklommen: ein Hotel, dessen Hauptattraktion in Steingehauene Ausblicke in die gewaltige Landschaft sind. Jedes Fenster ein Wechselrahmen für das unendliche Farb- und Formenschauspiel, das die Wanderung des Lichts an den Felsen zeichnet.

Mit jedem Schritt auf der Via Ferrata lernt man etwas. Wie lange es braucht, bis auf Wüstensand eine kryptobiotische

Kruste wächst, die wiederum Moos und andere Mikrobewesen entstehen lässt. Dass man die vorgegebenen Pfade also besser nicht verlässt. Und dass die romantische Feier der Schönheit, wie sie Lord Byron in einem Gedicht besang, eigentlich auch ein Navajo-Gebet sein könnte. Von „She walks in beauty, like the night“ bis zu „In beauty all day long may I walk“ ist es schließlich nicht weit. Für eine amerikanische Teilnehmerin unserer Kletterpartie ist das zu viel, ihr kommen, von der Natur und dem Schönheitssinn

## ES WAR EIN NAVAJO-HÄUPTLING, DER AUF DEN IDEALEN PLATZ AM BERG HINWIES.

der Indianer ergriffen, die Tränen, und sie ist erst durch Meditation und zwei von Yermo mitgebrachte Navajo-Federn (eine für das Herz, die andere für den Weg) wieder zu beruhigen.

So gut sich die Bergtour dafür eignet, einen Sinn für Material und Proportionen des Amangiri zu entwi-

ckeln – die darauf folgende Ruhephase genießt man am besten von der *desert lounge* der Suite aus, deren Ausblick an die vollbrachte bergsteigerische Leistung erinnert und überhaupt enorm befriedet. Von keiner der Suiten ist ein Zeichen der Zivilisation „da draußen“ zu bestimmen, kein Auto in der Ferne, kein Strommast am Horizont, nur die mittägliche Stille der Wüste. „Der Wind singt in seinen Windungen/Das Wasser murmelt beim Gehen/Der bewegungslose Stein aber ist still/Wind und Wasser und Stein.“

Ein Segen, dass sich die Innenarchitektur dabei farblich wie formal so vornehm zurückhält. Alles ist in Beige und Sand gehalten, Spiegel hängen in braunen Lederriemen, und es gibt monochrome Gemälde in Erdtönen von der deutschen Künstlerin Ulrike Arnold. Sie baute vor einer der Höhlen ihren Maltisch auf und schuf mit Pigmenten aus der Natur neben den kleinen Bildern für die Suiten auch wind- und wettergegebte Großformate für Lobby, Spa und Restaurant.

Zeit für eine Massage, Zeit für das Spa. Eine der Geschichten, die ich bereits am ersten Tag hörte, war die von Glenda, der Masseurin, der jüngsten von allen. Ein Navajo-Mädchen mit heilenden Händen. Sie erzählt mir, während sie meine Finger durchwalkt, von ihrem strengen Vater, mit dem sie noch Navajo spricht, ihrem Heimweh an Bord eines Kreuzfahrtschiffs und wie ihre Augen feucht wurden, als sie zum ersten Mal die Therapieräume des Aman betrat. Weil sie so dunkel und holzerfüllt wie Hogans wirkten, die heiligen Gebäude der Indianer.

Beim Abendessen vor dem offenen Holzofen, zu dem Colorado-Lamm am Knochen serviert wird, brechen die Gäste neben mir in Begeisterungstürme aus. Wie nachts, wenn nach

einem windstillen Tag plötzlich, wie aus dem Nichts kommend, heulende und keifende Böen über die Anlage zu wehen beginnen. Ein Google-CEO und Astronom aus Passion gesteht, seit seiner Kindheit nicht mehr so einen Sternenhimmel gesehen zu haben. Ein Hoteldirektor fordert in



einer mitreißenden Rede die Schließung aller Zoos, während eine im Learjet angereste Bürgermeisterkandidatin über das Dessert, eine Crème brûlée mit Ingwer, in Worten dahinschmilzt.

„Der eine ist der andere und keiner von allen/Unter ihren leeren Namen/Ziehen sie dahin und verschwinden/Wasser und Stein und Wind.“ Der Sternhimmel spannt sich über den Horizont, und mit dem Mond taucht die Frage auf, wie der nächste Amangiri-Tag beginnen wird. Mit einem Powerwalk auf den Aussichtsfels zum Sonnenaufgang, einem Austritt in die Wüste, Kayaking auf dem Lake Powell, einer Geländefahrt zum Secret Canyon oder einfach nur mit Yoga – auf alles trifft das Schlusswort des Navajo-Gebets zu, das Glenda mir mit auf den Weg gab. Die Indianer wiederholen es vier Mal, für jede Himmelsrichtung: „I will see beauty, again.“ Ich werde Schönheit schauen, aufs Neue. □ Amangiri, 1 Kayenta Road, Canyon Point, Utah, +1 435 6753999, amanresorts.com, Suite pro Nacht zwischen 800 und 3150 Dollar

Ein Felsen ragt in den Pool hinter dem Pavillon, in dem sich Restaurant und Bibliothek befinden. Oben deren Panoramablick zur blauen Stunde – selbst für die Lampen kam hier nur Natur(papier) infrage.

